

ISABEL  
ABEDI



DIE LÄNGSTE  
NACHT

Arena

spiegelte sich auf den Pailletten, die auf dem Schreibtisch neben meiner Nähmaschine verstreut waren. Irgendwo in der Nachbarschaft ging die Alarmanlage eines Autos los. Dann war alles wieder still, und als meine Gedanken endlich aufhörten, sich im Kreis zu drehen, schlief ich ein.

Als ich am nächsten Morgen um kurz nach halb acht in die Küche kam, hatte meine Mutter den Frühstückstisch schon gedeckt. Ein Glas frisch gepresster Orangensaft, eine Tasse Milchkaffee, ein aufgebackenes Brötchen, gekühlte Butter und selbst gemachte Marmelade, ein Viereinhalbminutenei und eine halbe Pampelmuse, aus der das Fruchtfleisch bereits so mit dem Messer gelöst worden war, dass ich es herauslöffeln konnte. Ich frühstückte allein wie jeden Morgen, während

meine Mutter die Spülmaschine ausräumte, wobei sie jedes Glas noch einmal nachpolierte, bevor sie es in Reih und Glied zu den anderen ins Regal stellte. Ihre Bewegungen waren mechanisch, eine durchgetaktete, einprogrammierte Choreografie – ohne Musik.

»Wie hast du geschlafen?«, fragte ich.

»Danke. Gut. Und du?«

»Gut. Danke.«

»Kommst du nach der Schule zum Essen?«

»Weiß noch nicht.«

»Ich muss es aber wissen. Für die Einkäufe.«

Meine Mutter strich sich das weißblonde Haar hinter die Ohren, es war kurz geschnitten und kräuselte sich leicht im Nacken. Wie so oft sprach sie mit dem Rücken zu mir, und auch an diesem Morgen ertappte ich mich dabei, dass ich mit den

Fingerspitzen ihre weichen Löckchen berühren wollte, die das einzig Verspielte an ihr waren. Ihr Gesicht hatte scharfe Konturen, ein spitzes Kinn, hervorstechende Wangenknochen und schmale Augenbrauen mit akkurat gezupften, hohen Bögen. Ihre Haut war hell und sehr straff, und ihre porzellanblauen Augen blickten mich selten direkt an, aber selbst wenn, erkannte ich keine wirkliche Präsenz dahinter. Natürlich hatte sie schon geduscht und war fertig gekleidet, sie trug ein Kostüm, cremefarbener Rock, weiße Bluse, cremefarbenes Jackett, als ginge sie zu einem Geschäftstermin und nicht auf den Markt, um Gemüse und frischen Fisch zu kaufen, der jeden Freitag auf dem Speiseplan stand. Meine Mutter kümmerte sich um den Haushalt, in ihrem Beruf arbeitete sie schon lange nicht mehr.

Ich trank den Orangensaft und schob die Pampelmuse unangerührt zu Seite.

»Rechne nicht mit mir«, sagte ich.

»Gut.«

Gut. Das war das Lieblingswort meiner Mutter. Ob ich kam oder nicht, eins schien so gut wie das andere. Die Hauptsache war, dass ihr Tagesablauf einen klaren Plan hatte, der durch nichts unterbrochen oder verändert wurde. Wenn ich zum Mittagessen nach Hause kam, aß meine Mutter mit mir zusammen, aber zu dritt waren wir so gut wie nie, auch abends nicht, und die wenigen Ausnahmen verliefen knapp und schmerzlos, ein Austausch von Floskeln und Höflichkeiten, bevor wir erleichtert den Tisch verließen und uns in unsere Zimmer verzogen. Meine Eltern schliefen, seit ich denken konnte, in getrennten Schlafzimmern, nie hatte ich sie abends hinter derselben Tür

verschwinden sehen, und manchmal fragte ich mich, was sie überhaupt noch unter einem Dach hielt. Die Erinnerung an meine Schwester konnte es nicht gewesen sein, denn in unserem Haus gab es nichts, was mit ihr in Verbindung stand.

»Ist Papa schon im Verlag?«, fragte ich, während ich mein Brötchen mit Aprikosenmarmelade bestrich.

»Ich denke nicht.« Meine Mutter klappte die Spülmaschine zu. »Ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen.« Sie warf einen Blick auf ihre silberne Armbanduhr. »Beeil dich, Viktoria. Es ist siebzehn vor acht.«

Meine Schule war fünf Minuten mit dem Fahrrad entfernt. Bevor ich losfuhr, ging ich noch einmal in das Arbeitszimmer meines Vaters. Es war leer, aber die Tür zum Garten stand offen. Unser Garten war lang und